

(Nachdruck verboten.)

16]

## Kinder der Gasse.

Roman von Charlotte Knoeckel.

12.

In der Zeit von Weihnachten bis Ostern, die langsam dahinging, Tag für Tag, kämpften der Christian und sein Vater einen zähen Kampf gegen die Marie und den Franz.

Einmal nur trat ein kurzer Waffenstillstand ein. Es war um die Mitte des Februar, als die Frau ein totes Kind geboren hatte.

Man war froh darüber, denn mit Sorgen hatten alle an den Familienzuwachs gedacht.

Auch die Luis in Mannheim atmete auf bei der Nachricht. Es war doch eine Last weniger für den Vater, und der Marie war viel Arbeit erspart!

So rückte Christians und Franzens Konfirmation heran.

Und die Knaben gaben sich die Hand, ehe sie zur Kirche gingen, aber Frieden schlossen sie nicht.

Ein paar Tage noch blieben sie zusammen im Hause, die Marie wollte nicht, daß der Franz in die Fabrik ginge, so lang der Christian da wäre.

„Wenn der Faulenze darf, brauchst Du Dich auch nit zu plage!“ sagte sie.

Und der Franz bemühte sich, dem Christian das Leben unerträglich zu machen.

Er stand spät auf und überließ alle Hausarbeit dem Bruder. Er liebte es, sich ihm gegenüber als Herr aufzuspielen und ward in seinen Bestrebungen von der Mutter unterstützt.

Oft stieg dem Christian das Blut in den Kopf, aber er kämpfte den aufflammenden Born hinab. „Bald hat ja alles ein End, und schließlich sind se halt doch nure neidisch!“ Und er biß die Zähne zusammen und zählte die Tage.

Und der letzte Tag kam.

Es war ein Mittwoch und Holztag.

„Heut mittag können die zwei große Bube mit em Johann in Wald gehn und noch emal tüchtig was zusammenlese,“ sagte die Frau am Tisch.

Und Müting nickte.

Gleich nach dem Essen brachen sie auf. Die Marie schnitt ihnen Brot.

„Du kannst die Tücher hole gehn im Schuppe,“ sagte Franz zum Christian. Er lehnte krähe im Stuhl und streckte die Beine von sich.

„Ich hol mein Tuch und eins für de Johann,“ sprach der Christian.

Da traf ihn in Blick seines Vaters.

„Und meins, hä?“ fragte der Franz, „das bringt gefälligst auch!“

Ohne Antwort ging der Christian hinaus.

Im Schuppen sah das Mädchen und weinte. Als sie ihr Holzstück unter den anderen hervorgekratzt hatte, war ihr dem Christian feins in die Hände gekommen und dabei hatte sie der Abschiedschmerz überfallen. Es war ihr, als schiede mit dem Christian die Freude aus ihrem Leben.

Es war so schön gewesen, das letzte Jahr, wenn sie den Freundinnen vorauslaufen mußte, um nachzusehen, ob die Marie nicht etwa droben bei ihrer Mutter sitze, denn dann wäre der Christian ihr in die Hände gefallen und von ihr verhindert worden, in Frieden seine Schularbeiten zu machen.

Es war so schön gewesen zu denken, daß sie dem Christian hatte helfen können, so schön neben ihm zu sitzen, ganz dicht neben ihm.

Und das alles war nun vorbei. Der Christian ging fort. Und wenn er wiederkäme, wollte er nit mehr von ihnen wissen, hatte der Peter zu ihr und der Paula gesagt.

Die hatte gelacht und es nicht glauben wollen, aber wenn sich das Mädchen vorstellte, daß der Christian dann ein Lehrer wäre, ein Lehrer, der am End auch am hellen Werktag mit Manschetten herumging, wie ihr Lehrer, dann überkam sie

eine namenlose Scheu vor dem Christian, daß sie keines zurechnungsfähigen Tathens fähig war.

Sie besann sich, ob sie, wenn er Lehrer wäre, nichts mehr für ihn tun könne, aber es fiel ihr nichts ein. Gar nichts.

Und wenn ich mer seine Kleider kauf und en weiße Gut und en Sonnenschirmche, wie es Paula es tun will, jekt wo se Geld verdient? dachte sie.

Aber ihr Schmerz wurde nur größer. Noch mußte sie ja ein ganzes Jahr in die Schule gehn! Und ob sie dann in die Fabrik gehn dürfe, wie die Paula, und nicht der Mutter helfen müßte?

„Warum heulst De?“ fragte der Christian hinter ihr. Er sah, wie sie, den Kopf in den Armen vergraben, auf den Holztüchern hockte.

„Ich . . . ich — —?“ Das Mädchen wurde rot im Gesicht. „Weil De fortgehst, Chrischan!“ schluchzte sie.

Das tat dem Burschen gut.

„Weißt,“ sagte das Mädchen, „Du hast mer als eso schön die Name auf meine Hefte geschriebe, ach eso schöne lateinische Buchstabe hast De gemacht, und ich hab auch immer eso gern Dein Mutter angeführt . . .!“ Bei den Worten blitzte es in des Mädchens verweinten Neuglein auf, und ihre Tränen versiegten.

„Mer müssen gehn,“ sagte der Christian. Draußen pfiß der Franz und der Johann kam herein. Da rafften sie die Tücher zusammen.

„Geht es Paula nit?“ fragte der Christian, als er sah, daß das Mädchen nur nach einem Tuch langte.

„Es Paula?“ Das Mädchen lachte. „Weißt denn nit, daß es seit gestern in de Fabrik geht!“

„Borgestern hat's mer noch nit davon gesagt!“

„Ja, es is gestern morge frage gegange, und da haben se er gesagt, es sollt nure gleich am Mittag komme!“

„So!“ sagte der Christian. „Also darum hat die neu Frau gestern de ganze Tag und heut morge schon es Wasser geholt!“

Das Mädchen nickte.

Der Bursche aber dachte daran, wie er den ganzen Vormittag über und gestern schon ans Fenster gelaufen war, sobald er gehört hatte, daß jemand an der Pumpe war. Sein Herz hatte dabei immer geklopft und er hatte jedesmal gemeint, er müßte der Paula blonden Kopf sehen.

„So — sie geht in de Fabrik!“ wiederholte er, als er mit dem Mädchen über den Hof ging. Und dabei überlegte er, daß er am andern Tag gleich nach dem Essen hinauf in die Mansardenwohnung steigen müßte, wenn er sie noch einmal sehen wollte, zum Abschied!

Ja, wenn er heut abend noch vor die Tür käme! Aber abends pflegte die Marie ihn noch für manche Arbeit anzustellen, zumal heute, wo Holztag war.

Das Mädchen aber erzählte ihm, was ihr die Paula gestern abend aus der Fabrik berichtet hatte.

„Die Bursche sind schon all vernarrt in se,“ hat se gesagt. Und en paar haben se schon gefragt, ob se mit ne tanze ging, wenn Kirmes wär!“

„Tanze?“ fragte Christian. Das Blut schoß ihm in den Kopf. Das Paula wollt mit andern Burschen tanzen! Das durfte sie nicht. Das wollte er ihr verbieten!

Sie waren über den Marktplatz gegangen an der katholischen Kirche vorbei, und sie stiegen zum Schützenhaus hinauf. Das gukte weiß und frisch aus dem jungen Grün der Bäume hervor. Und die Linden rings um die Realschule herum waren mit spinnwebzartem Grün überhaucht.

Nur die Platanen in der breiten Allee, die zum Walde führte, standen kahl, als wüßten sie von keinem Frühling.

An den Gängen aber, die sich steil hinab ins Tal senkten, blühten die Kirschbäume, und auf der anderen Seite des Tales ragten aus den kahlen Weinbergen blühende Mandelbäume vereinzelt auf. Es sah aus, als hätten sich die Weinberge rosenrotstrahlende Sträuße an die Brust gesteckt.

„Was die Kirsche schon blühen!“ sagte das Mädchen, „aber en bißche früh! Wenn nure kein Reif mehr kommt!“

Und sie machte ein bedenkliches Gesicht und reckte die Stumpfnase spürend in die sonnendurchflimmerte Frühlingsluft.

Im Walde hörte die Unterhaltung auf. Mit ernstem Gesichtern durchstreiften sie ihn und suchten Holz und Duzeln.

Das weisse Laub raschelte zu ihren Füßen, die dürren Zweige knisterten, wenn die Kinder sie zusammenbrachen und im Luch aufeinanderpreßten.

Der kleine Johann hatte einen ganzen dicken Ast entdeckt. Jubelnd schleifte er ihn hinter sich her.

Der Franz stürzte ihm entgegen. „Gib,“ sagte er, und mit Hand und Fuß zerbrach er ihn und schnürte ihn auf sein Bündel.

„Ich bin fertig!“ rief er dann und legte sich neben seiner Last ins Moos und in das aufkeimende Grün der Heidelbeerstaude.

„Und ich?“ fragte der Johann traurig. „Mein großer Ast!“ Und er weinte.

„Komm, geh mit mir suche, ich weiß noch feine Plätze!“ sagte das Mädchen, das gerade vorbeikam, und faßte den Kleinen bei der Hand.

Und sie durchstreiften den Wald. Es wurde lauter rings um sie her. Im knisternden Laub hörte man Schritte kommen und gehen.

Als sie Hunger verspürte, zog das Mädchen sein Brot aus der Tasche, und auch der Johann griff nach dem seinen.

„Haßte was drauf?“ fragte das Mädchen. Das Kind verneinte und schielte hinüber nach den Scheiben, die das Mädchen auseinandergeklappt hatte.

„Gib mal Dein Brot her!“ sagte sie, und mit dem Zeigefinger strich sie das Mehl von ihrem Brot auf das des Kleinen.

Der schaute ihr mit andächtigem Gesicht zu, und dann besperten sie beide.

Während sie noch aßen, tönte fröhlicher Sang zu ihnen.

„Der Jäger aus Kurpfalz!“ sangen sie hoch oben im Gehölz und tief unten, wo sich der Wald schon durchs Tal hinzieht, antwortete es „Der Jäger aus Kurpfalz!“

Hastig verzehrte der Johann sein Brot, und dann stimmte auch er in das Lied ein mit leuchtenden Augen und frohem Gesicht.

Aber der Sang verstummte. Nur das Knistern und Knastern zusammengeraffter und zusammengebrochener Aeste tönte fort, und das Rascheln der Füße im Laube.

Als sich vom Tal herauf die Dämmerung in den Wald schlich, band das Mädchen seinen Bündel und den des Johann zusammen.

Sie krochen durchs Gebüsch und liefen zwischen den Reihen der hochstämmigen Bäume hindurch, bis sie auf den Weg kamen, der sie zur Platanenallee führte.

Dort erwartete sie der Christian; der Franz war schon nach Hause gegangen.

„Wolle mer was singe?“ fragte das Mädchen. Es hatten sich noch ein paar andere Buben und auch ein paar Mädchen zu ihnen gesellt. Und während sie munter fürbass zogen, tönten die weichen, langgezogenen Weisen in den sinkenden Abend hinein.

„Wenn ich mich nach der Heimat sehne, wenn mir im Aug die Tränen stehn . . .“ sangen die Kinder, die noch nichts von Heimweh wußten.

Nur der Christian ging schweigend unter ihnen.

Er dachte an die Paula, und daß er morgen Abschied von ihr nehmen mußte.

Andern Tages, als er zu Eckels in die Stube trat, sahen der Eckel und die Frau, die er vor einigen Wochen geheiratet, ein blühendes Weib mit schwarzem Haar und dunklen Augen, noch am Tisch, und auch der Peter ah noch.

Die Paula allein war fertig. Sie stand vor dem kleinen Spiegel, der in der Fensternische hing, und fuhr mit dem Kamm durch das schwere, blonde Haar. Das fiel lose über ihre Schultern, und die Sonne flimmerte auf ein paar flatternden Strähnen, daß sie leuchteten wie Gold.

Die Wände der Stuben waren verräuchert, sie schienen fast schwarz. Der Fußboden war dunkel, und Staub wirbelte in der Luft. Alles war häßlich und düster in der niederen Mansarde, und mitten darin das hochgewachsene hübsche Mädchen mit dem losen, lichtblonden Haar.

Dem Christian stieg etwas ihm Unerklärliches in der Kehle auf. Etwas wie Schmerz oder Durst.

„Na, Herr Lehrer, kommen Se auch noch zu uns erauf?“ rief der Peter dem Kameraden vom Tisch herüber zu.

„Noch bin ich kein Lehrer,“ sagte der Christian.

„Aee, wenn das erst bist, kommste nimmer zu uns!“

„Er wird nit,“ sagte die Paula. Sie fuhr noch einmal mit dem Kamm durchs Haar und wandte dem Christian ihr Gesicht zu. Ihre Augen begegneten denen des Knaben.

Dann kämte sie ihr Haar hoch und schlang es zu einem Knoten.

„Du!“ sagte der Christian da plötzlich. „Du, Paula, ist es wahr, daß de tanze gehn willst an Kirmeß?“

Die Paula antwortete nicht sogleich, sie war zu sehr mit ihrem Haar beschäftigt. Der Peter aber lachte.

„Na da sag ich nit mehr! Was geht's denn Dich an, ob das Paula tanzt oder nit!“

„Das Paula tanzel!“ warf des Eckels Frau dazwischen. „Tanze?“ sie lachte. „Mit vierzehn Jahr tanze, da tät se ja die Polizei hole!“

„Wer sagt denn überhaupt, daß ich tanze will?“ fragte die Paula.

„Da, der Herr Lehrer!“

„Wer hat denn Dir das gesagt?“ wandte sich das Mädchen an den Christian. Sie trat ganz dicht vor ihn hin.

„Du hast's doch em Minche gesagt!“

„Ich gesagt, daß ich tanze wollt? ha!“ Die Paula warf den Kopf zurück und zuckte die Achseln. „Ich hab gesagt, daß ich könnt, wenn ich wollt. Große Burche von achtzehn Jahr, und noch ältere, haben mich gefragt, ob ich mit ne ging, aber — —“ Das Mädchen machte ein hochmütiges Gesicht.

Der Eckel lachte. Er klopfte seiner Frau derb auf die Schulter. „Die wird, hä?“ sagte er.

„Du, Paula, ich tät mer an Deiner Stell doch nit vom Herrn Lehrer verbiete lasse!“ höhnte der Peter. Seine Augen funkelten.

„Verbiet er mir denn was?“ fragte das Mädchen.

Der Burche aber wandte sich an den Christian. „Weißt, bei uns brauchst mit Deinem Lehrerwerde nit zu prahle! Wenn Dir es Luis nit geholse hätt — und wenn De nit en Stipendium gefriegt hättest, weil . . . weil — — ja, ja! Du hast wohl gewußt, warum De als eso gut Freund warst mit dem Pfarrers Bub, und warum De keine andere zu em gelasse hast . . .!“

„Salt jetzt emal endlich es Maul!“ schrie der Eckel seinen Bub an.

Der Christian gab der Paula die Hand. „Adieu,“ sagte er.

„Ich geh mit der!“ sagte das Mädchen. Sie nahm ihr Butterbrot vom Tisch und wickelte es in Zeitungspapier.

„Adieu beisammen!“ rief der Christian noch, und miteinander gingen sie hinaus.

„Bergerst mich nit, Christian, wenn De in der feinen Lehrerschul bist?“ fragte das Mädchen und blizte ihn an mit den hellen blauen Augen.

„Wo wer ich, Paula! Aber Du darfst auch nit tanze gehn, gelt?“ Er hielt sie fest beim Handgelenk.

„Du hörst ja, ich darf gar nit!“

„Und wenn De darfst?“

„Das hat noch Zeit! Adieu auch!“ Sie entriß ihm ihre Hand und klopfte ihm auf die Schulter. „Zeitbatsch!“ sagte sie und wollte davonspringen.

Er faßte sie beim Arm. Sie tat, als wollte sie sich von ihm freimachen und preßte sich nur fester an seine Brust.

Er fühlte ihren heißen Atem auf seinem Hals. Ein Schauer durchschüttelte ihn. Seine Finger zitterten, und seine Hände lösten sich von ihrem Arm und ihrer Hüfte.

Eine Sekunde lang stand er reglos, leichenbläß im Gesicht. Auf seiner Stirn war der kalte Schweiß.

Erstaunt betrachtete ihn das Mädchen.

Dann sprang sie vor ihm her die letzten Stufen hinab. Von unten sah sie zu ihm herauf.

„Lern, daß De en gescheite Mann wirst!“ rief sie, „dann ärgert sich unser Peter grün und gelb!“

Gleich darauf war sie verschwunden.

13.

Es ging bereits auf den Herbst zu, als die Luis in einem kurzen Schreiben den Eltern meldete, daß sie auf acht Tage zu ihnen kommen würde.

Ihre Herrschaft hatte ihr, während sie im Bade war, den kurzen Urlaub bewilligt.

Sobald sie den Brief gelesen, vollendete die Marie die begonnene Arbeit des Stubentreinigens nur ganz obenhin, indem sie überlegte, daß die Luis, wenn sie kommen würde, Hausputz halten könne. Des weiteren suchte sie die schmutzige Wäsche hervor, die sich ziemlich angesammelt hatte. Wenn die Luis kam, sollte sie nur auch gleich große Wäsche halten!

Es war an einem Samstag morgen, als das Mädchen daheim einzog.

Und eine halbe Stunde später war sie schon dabei, die Küche zu vublen.

Die Marie aber benutzte die gute Gelegenheit, und ver-  
schwand alsbald aus den Regionen der Arbeit, um unter dem  
Vorwand, Einkäufe zu machen für den Sonntag, manches  
Stündchen ungestört verplaudern zu können.

Die Emma wollte der Luis helfen, aber die wehrte ihr.  
„Behalt Du de Kinner, daß je mir nit in die Pukerei  
laufe, jetzt, wo ich da bin, wirst Du Dich doch nit plagen!“  
Und mit dankbarem Lächeln zog sich das Mädchen in die  
Kammer zurück. Sie war jetzt dreizehn Jahr alt, aber klein  
und zart wie eine Zehnjährige, und zu ihren kindlich un-  
entwickelten Formen standen ihre großen, ein wenig ver-  
träumten, klugen Augen in seltsamem Widerspruch.

Als Mittag am Mittag nach Hause kam, empfand er  
mit Wohlbehagen den Geruch der Seife und die Ausdünstung  
des feuchten Bodens. Und sein froher Blick glitt über die  
wenigen blinkenden Messinggeräte an der Wand, über den  
weißgeschuerten Tisch und die blitzenden Scheiben des Küchen-  
schrankes. —

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Der Garten des Laubenkolonisten.

August.

„Man muß die Feste feiern, wie sie fallen,“ dachte Herr  
Briekle, als er jüngst in der Versammlung des Kolonisten-  
und Pflanzervereins zum nassen Dreieck durch das Vertrauen der Mit-  
glieder in den Vergnügungsauschuß gewählt wurde. Es handelt  
sich dabei um die Vorbereitung des Erntefestes. Dies wird nicht  
nur in guten, sondern in allen Jahren mit Pomp gefeiert, mag die  
Ernte noch so mager ausgefallen sein. Die Laubenkolonisten sind  
eben nicht so anspruchsvoll wie die Agrarier, die mindestens alljähr-  
lich auf eine gute Ernte Anspruch erheben. Wenn die Senfe in  
den Roggenfeldern klingt, wenn die Lupine ihre ersten gelben  
Blüten öffnet, dann kann man schon hier und da die ersten Lauben-  
städte im Schmucke verschiedenartiger Flaggen und bunt bewimpelter  
Schnüre sehen. Das Erntefest im nassen Dreieck fällt aber erst in  
diesem Monat. Indessen sitzen Briekles schon allabendlich bei-  
sammen, um die sorgfältig gefalteten, grell gefärbten Glanzpapier-  
streifen in gemessenem Abstand auf Schnüre zu reihen, denn das  
Familienoberhaupt hat einen großzügigen Plan entworfen, nach  
welchem die Laubenparzelle, von der Spitze der Stange mit dem  
Staarlasten als Mittel- und Höhepunkt ausgehend, feillich geschmückt  
werden soll, so daß das Ganze nach Form und Farbmischung etwa  
dem Giraffentempel im zoologischen Garten gleichen wird.

An das Erntefest schließt sich eine Ausstellung der Garten-  
produkte an, auf welcher Briekle, da man ihn einstimmig zum Preis-  
richter ernannt hat, außer Konkurrenz ausstellt; er hofft, wenn auch  
nicht mit den größten Kartoffeln, so doch mit den größten Kürbissen  
vertreten zu sein. Er hat zu diesem Zweck den doppelten Melonen-  
riesenzentnerkürbis angepflanzt, an der Pflanzstelle ein einen  
Quadratmeter großes und tiefes Pflanzloch ausgeworfen und  
dieses wieder gefüllt, indem er immer abwechselnd eine Schicht des  
mageren märkischen Sandes und des fetten Berliner Straß-  
schlammes hineingab; er meint, der Straßenschlamm sei immer noch  
fett genug, wenn auch die Gänge stets rarer in Berlin werden, da  
30 000 Hunde zu seiner Verbesserung redlich beitragen. Ich mußte  
ihm natürlich recht geben. Briekle hat aber auch noch ein Wunder-  
faß auf seiner Parzelle stehen, ein Faß mit strohfreiem Kuhdung,  
das ihm der Milchmann, von dem er seine ringfreie Milch bezieht,  
auf die Parzelle gefahren hat. Daß der Inhalt des Faßes nicht  
nach Moschus oder Patchouli duftet, ist klar, Herr Briekle verwahrt  
sich aber dagegen, daß man die Verpestung der Luft vor dem Frank-  
furter Thor auf sein übrigens stets bedecktes Wunderfaß zurückführt.  
Vom Inhalt dieses Faßes, der tüchtig vergoren ist, wird zweimal  
wöchentlich etwas in der Wasserbutte gelöst, und mit dieser Lösung  
werden dann die Kürbisse tüchtig „gefutert“, wie Briekle sich aus-  
drückt. Aber auch die anderen Gewächse, die solche Kost vertragen,  
also Gurken, Tomaten, Kohl und Sellerie — Briekle schwärmt für  
Selleriesalat, warum weiß ich nicht — bekommen reichlich ab.  
Kein Wunder also, wenn sich in Briekles Laubengarten alles auf-  
blüht und kugelrund wird, so daß die fulgurante Frau Briekle nun  
großartig in die vordem so magere Umgebung hineinpaßt. Briekle  
hat seine Kürbisse großartig in der Hand, er hat die Ranken hübsch  
gleichmäßig verteilt, zur rechten Zeit entspißt und so die Bildung  
blühender Seitenranken begünstigt. Auch diese sind, nachdem sie  
eine Frucht gebildet hatten, drei Blätter über derselben entspißt  
worden. Da er außerdem streng darauf hält, daß an jeder starken  
Pflanze nicht mehr als drei Früchte bleiben, so müssen sich diese  
prächtig entwickeln. Eine Kürbis-pflanze, die drei Kinder nährt,  
meint Briekle, tut ebenso wie eine Mutter im gleichen Fall ihre  
volle Schuldigkeit, und damit hat er natürlich wieder recht.

Ich hatte Briekles lange nicht mehr gesehen; sie waren mir  
fast aus dem Sinn verschwunden, als ich durch eine Postkarte —  
schon mit einer Fünfpennigmarke besetzt — wieder an ihre Existenz  
erinnert wurde. Der Inhalt lautete: „Gehrier Herr H., ich  
gestatte mir, Ihr Gedächtnis etwas aufzufrischen und Sie an die

mir im Frühling versprochenen Erdbeerpflänzlinge zu erinnern, es  
wird höchste Zeit, und das Beet liegt bereit.“ Daß es schon höchste  
Zeit sei, konnte ich nicht einsehen. Da ich aber auf Seite 266  
meines praktischen Taschenbuches für Gartenfreunde geschrieben  
habe: „Anfang oder Mitte September werden die pikierten Pflanz-  
en auf die Beete verpflanzt, auf welchen sie endgültig bleiben sollen.  
Je früher man in der Lage ist, dieses Verpflanzen vorzunehmen,  
um so größer wird bereits der nächstjährige Ertrag sein,“ so besicte  
ich mich, Briekles Sehnsucht zu stillen. Von wirklich ertragreichen,  
großfrüchtigen Erdbeersorten eignen sich nur zwei der allerfrühesten  
für unseren märkischen Sand, sie waren die besten von zahlreichen,  
die ich erprobte. Diese Sorten sind Laxton Noble und Deutsch  
Ebern. Da beide außerordentlich früh reifen, so neigen sie auch zu  
frühester Rankenbildung. Wenn man nun an jeder Ranke nur  
einen Pflänzling läßt, alle übrigen aber abschneidet, so hat man  
schon Mitte Juli kräftige Pflänzlinge, die reich bewurzelt sind, so  
daß man sie, so etwa führte ich in meinem Taschenbuch aus, auf  
das sich Briekle stets beruft und verläßt, von der Mutterpflanze  
loskneidet, mit dem Handspaten ausheben und auf ein nicht zu  
sonniges, sauber gegrabenes Beet in etwa 10 Zentimeter Abstand  
pflanzen kann. In leichterem Sandboden läßt man dabei das  
Pflanzholz beiseite und macht das Pflanzloch mit der rechten  
Hand. Es ermöglicht dies ein gleichmäßiges Verteilen der Wurzeln.  
Auf dem so beplanten Beet müssen die Erdbeerpflänzlinge gleichmäßig  
feucht gehalten, bei brennender Sonne in den ersten Tagen durch  
aufgelegte Meiser beschattet und bei Trockenheit täglich gegossen  
und besprengt werden, bis sie neue Blätter treiben und dadurch  
zeigen, daß sie angewachsen sind. Anfangs September werden  
diese Pflänzlinge bei trübem Wetter dann mit guten Erdballen  
ausgenommen und in allseitigem Abstand von 50 Zentimeter auf  
gut gedüngte Kulturbete gepflanzt, auf welchen sie durch drei  
Jahre reichen Ertrag geben.

In der gegenwärtigen Zeit des Ueberflusses an Gemüse aller  
Art müssen wir dafür sorgen, daß im Winter Schmalhans nicht  
Küchenmeister ist. Anfang August gilt als allerletzter Termin für  
das Pflanzen kräftiger Pflänzlinge von Rosen- und Blätterkohl,  
die während des ganzen Winters auf der Parzelle stehen können  
und dem Pflanzler Freude machen — wenn sie nicht von Lang-  
fingern gemopft werden. Es ist jetzt auch der letzte Termin zur  
Ausfaat schwarzer Winterrettiche und stumpfer Pariser Karotten;  
letztere geben nur noch kleine, aber zarte und schmackhafte Wurzeln,  
die unter Dunggede auf den Beeten bleiben können und im Winter  
nach Bedarf ausgenommen werden. Auf gegrabene aber nicht ge-  
düngte Beete säen wir Teltower Rübchen, eine Spezialität unseres  
Sandes. Diese feinschmeckenden Rübchen sind nichts anderes als  
eine Zwergsorte der gemeinen Futter- oder Munkelrübe, die  
übrigens auch die Stammutter der Salat- oder roten Rübe ist. Im  
November nimmt man die bis dahin noch nicht verspeisten Rübchen  
aus, am besten mit einer Grabgabel, schneidet ihnen den Schopf  
mit dem Herz ab, läßt die Schnittflächen an der Luft abtrocknen  
und schlägt dann diese Rübchen im Keller in Sand ein. Freunde  
eines schönen Wintersalates säen nun auf abgeerntete, nicht ge-  
grabene, sondern nur mit der Harke oberflächlich gelockerte Beete  
den kleine grüne Blattseiten bildenden holländischen Feldsalat,  
aus Mausohren und Kapuzinchen genannt; er bleibt im Winter  
draußen, und man erntet ihn, indem man immer die ganze Blatt-  
rosette mit dem Messer unterhalb des Wurzelhalses absticht.

Freunde dankbarer Staudenblumen säen jetzt Stiefmütterchen,  
Vergißmeinnicht, Gartennellen, die leider sehr viele einfach  
blühende Pflanzen ergeben, zweijährige Glockenblumen (Campanula  
Medium), Malven u. a. Bald nach dem Aufgehen werden die  
jungen Sämlinge auf die vorher gegrabenen Rabatten gepflanzt,  
auf welchen sie überwintern und vom nächsten Frühling ab  
blühen. —  
Mag Hessdörffer.

## Kleines feuilleton.

Ein obrigkeitliches Verbot. Ein Dokument des Rates der Freien  
Reichsstadt Frankfurt, das vor etwa 160 Jahren, am 16. Februar  
1745, erlassen wurde, lautet: „Nachdem einem Hoch-Edlen und Hoch-  
weisen Rat des Heil. Reichs Freyen Stadt Frankfurt am Mayn,  
einige Zeit Hero sehr verdrücklich und höchst ärgerlich vorgekommen,  
daß nicht allein verschiedentlich in denen ordentlichen Zeitungen  
allerley unbesonnene auch ohnefindliche Dinge eingeredet werden,  
sondern auch, aller dagegen mehrmals vorgekehrter Constitutionen  
und Obrigkeitlicher Verordnungen ohnerachtet, dennoch mittelst  
anderer zum Vorschein kommenden gedruckten Wochenblättern  
und dergleichen Dingen, allerley sathyrische, größtentheils ab-  
geschmackte und bloß um eines geringen Profits der Verfasser  
und Drucker halber, ohnebesonnener Weise, öftters sogar dem  
schuldigsten Respekt und unterthänigster Devotion großer Potentaten und  
gecrönter Häupter zu nahe tretende kleine Pöbeln in das Publicum  
sträflich divulgirt werden, die so gar meistens theils auf einem offen-  
baren Ungrund oder blossen Vermuthungen beruhet; Also lästet in  
Kraft dieses gedruckten Edicts und offenen Anschlags vorbejagter ein  
Hoch-Edler und Hochweiser Rath alle hiesigen Zeitungsverleger,  
Buchdrucker und zumahlen diejenigen Gängler, so mit allerley  
kleinen Tractätlein und dergleichen gedruckten Blättern in der Stadt  
herum gehen, überhaupt auch alle und jede Dero Burgere, Bey-  
fassen und Eintwohner, wohlmeynend und ernstlich erinnern, sich

dessen allen, wie vorstehet, bei Vermehrung ernsthafter Obrigkeitlicher ohnfehlbarer Bestrafung zu enthalten, und sich deren keines zu Schulden kommen zu lassen. Geschlossen bei Math's, Dienstags, den 16ten Februarii, 1745."

55. Der heutige Standpunkt der internationalen Wissenschaften war der Gegenstand eines Vortrages, den Professor Arthur Schuster vor der Royal Institution in London gehalten hat. Die Ausführungen des Gelehrten sind als sehr zeitgemäß zu bezeichnen, da gerade während der letzten Jahre sich das Bedürfnis nach einem planmäßigen Zusammenarbeiten wissenschaftlicher Anstalten verschiedener Länder in einem Grade gezeigt hat und auch erfüllt worden ist, wie nie zuvor. Professor Schuster unterscheidet drei Arten internationaler Organisationen. Die erste richtet sich einfach auf die Sammlung von Tatsachen; die zweite ist bestrebt, grundlegende Einheiten festzusetzen oder internationale Uebereinstimmung in Fragen herbeizuführen, in denen eine solche wünschenswert ist; die dritte zielt auf eine mehr unmittelbare Förderung der Wissenschaften ab, indem bestimmte Forschungen durch eine internationale Vereinigung ausgeführt werden sollen. Als das beste Beispiel einer Organisation der ersten Klasse wird das große Unternehmen zur Herstellung eines planmäßigen Gesamtkatalogs der wissenschaftlichen Literatur der ganzen Welt nach Gegenständen und Verfassern genannt, woran gegenwärtig bereits 29 Länder tätigen Anteil nehmen. Diese internationale Bibliographie erstreckt sich auf 17 Einzelwissenschaften, deren Kataloge gesondert bezogen werden können. Nach dem bisherigen Stand hat der internationale Katalog für Botanik den meisten Anklang gefunden, demnächst die Zusammenstellungen für Physik, Chemie und Zoologie. Dann folgen Geologie und Bakteriologie, während die übrigen Wissenschaften in weiterem Abstand zurückbleiben. Das deutsche Bureau der internationalen Bibliographie hat quantitativ die größten Leistungen aufzuweisen, indem es nach der letzten Veröffentlichung der Londoner Zentralstelle 1397 Zeitschriften bearbeitet und 213 545 Titel geliefert hat. Diese Leistung steht auch mit Rücksicht auf die Gründlichkeit bezüglich der Bewertung des Inhalts der Zeitschriften einzig da. Die Vereinigten Staaten, die an zweiter Stelle stehen, haben nur 588 Zeitschriften bearbeitet und 68 071 Titel geliefert. Auf das deutsche Bureau entfallen ungefähr zwei Fünftel der bisherigen Leistungen. Ein zweites Unternehmen, das der derselben Gruppe zugute kommen würde, ist die gemeinsame Arbeit von Sternwarten zur genauen Feststellung der Positionen von Fixsternen für einen besonderen Zeitraum. Die Lösung dieser Aufgaben ist von grundlegender Wichtigkeit für die Himmelskunde, da erst nach ihrer Erledigung genaue Forschungen über die Eigenbewegungen der Fixsterne eingeht werden können. Der einzelne Astronom steht der Menge von Sternen, die in einer klaren Nacht sichtbar sind, einigermaßen verwirrt gegenüber. In poetischen Darstellungen werden solche als unzählige bezeichnet, aber die Wissenschaft ist doch an eine Zählung herangegangen und hat gefunden, daß ihre Zahl gar nicht so überaus groß ist. Es dürften kaum mehr als 2000 Sterne gleichzeitig für das bloße Auge am Himmel sichtbar sein, selbst unter den günstigsten Verhältnissen hinsichtlich der Durchsichtigkeit der Atmosphäre. Die Benutzung des Fernrohrs hat nun diese Zahl allerdings ins Ungeheure vermehrt, namentlich, nachdem die Teleskope in ihren beiden Gattungen, des Refraktors und des Spiegelfernrohrs, in ungeahntem Grade verbessert worden sind. Argelander konnte in seinem großen Sternkatalog bereits nahezu 324 200 Sterne aufnehmen, obgleich er nur ein Fernrohr von 4 Zoll Oeffnung zur Verfügung hatte. Dann hat die Benutzung der Photographie wieder noch einen bedeutenden Fortschritt gemacht und das Werk der internationalen Himmelsphotographie gezeitigt, an dem nach Beschluß der Internationalen Konferenz zu Paris im Jahre 1887 18 Sternwarten mitwirkten, deren jede ein bestimmtes Gebiet des Himmels zugeteilt erhielt. Jede Sternwarte übernahm die Verpflichtung, ihr Gebiet viermal photographisch aufnehmen zu lassen, zweimal mit kurzer und zweimal mit langer Aufnahmezeit, und alle Sterne, die auf den ersten beiden Aufnahmen erschienen, zu messen. Es wird jetzt angenommen, daß auf jeder photographischen Platte etwa 400 Sterne vorhanden sind, und da jede Sternwarte rund 600 Platten aufzunehmen hat, so würde die Gesamtarbeit die Messung der Position von fast 4½ Millionen Fixsternen bis zur ersten Größe abwärts liefern. — Von der zweiten Gruppe internationaler wissenschaftlicher Maßnahmen, die auf die Festlegung grundlegender Einheiten abzielt, ist an erster Stelle das Internationale Bureau der Maße und Gewichte zu nennen, das schon 1873 in Sevres bei Paris eingerichtet wurde, nachdem schon 1869 ein internationaler Ausschuss zu diesem Zweck eingesetzt worden war. Das Unternehmen hat sich nicht nur auf die Festlegung der Einheiten der metrischen Maße und Gewichte beschränkt, sondern sich auch mit anderen Einheiten beschäftigt. So hat die wissenschaftliche Wärmemessung diesem Bureau viel zu verdanken. In neuester Zeit sind dann auch internationale Vereinbarungen über die Einheiten der elektrischen Energie hinzugekommen. Von kleineren Gegenständen ist ferner die Uebereinstimmung über die Mondkarte zu nennen, wodurch eine internationale Uebereinstimmung in der Namengebung für die einzelnen Gebilde auf dem Monde angebahnt worden ist. Schuster äußert noch einige Wünsche, die in Zukunft auf internationalem Wege zu erfüllen wären. So hält er es für zweckmäßig, daß die Frage der Stellung der Inhaltsverzeichnisse in wissenschaftlichen Büchern und Zeitschriften einheitlich

geregelt werden sollte, während heute diese Verzeichnisse fast am Anfang, bald am Schluß und bald nirgends zu finden sind, wodurch bei der Benutzung der Werke ein erheblicher Zeitverlust entsteht. Von weittragender Bedeutung ist die Begründung der internationalen Erdmessung, an der jetzt 21 Staaten beteiligt sind, darunter von außereuropäischen Ländern die Vereinigten Staaten von Amerika, Mexiko und Japan. Besonders hinzuweisen ist auf die Wichtigkeit der Schwerkraftsbestimmungen durch Pendeluntersuchungen, die gleichfalls von den Beobachtern in die Hand genommen worden sind. Schuster beweist ihre Tragweite an dem Beispiel des Himalaya. Man hat sich mit Recht gewundert, wie ein so ungeheures Gebirge auf den tieferen Erdschichten ruhen kann, ohne sie einzudrücken, und man hat dies Rätsel durch die Annahme zu erklären versucht, daß Gebirge innerhalb des Erdförpers gewissermaßen schwimmen wie Eisberge im Wasser, indem sie einen leichteren Körper darstellen, der zum Teil in einem schwereren untergetaucht ist. Die Wahrheit dieser Annahme kann nur durch genaue Messung der Schwerkraftsverhältnisse geprüft werden, woraus eine Belehrung über die Verteilung der Dichte in den Erdschichten nahe der Erdoberfläche zu gewinnen wäre. Die bisherigen Feststellungen haben zur Bestätigung jener zunächst so sonderbar klingenden Annahme geführt. Eine weitere außerordentlich bedeutsame Arbeit auf diesem Gebiet ist die Feststellung von Veränderungen in der Stellung der Erdoberfläche, mit denen Schwankungen der geographischen Breite aller Orte Hand in Hand gehen. Ein weiteres Beispiel für die Ersprießlichkeit eines internationalen Zusammenwirkens bietet die Erforschung der Atmosphäre durch Ballons und Flugdrachen, für die gleichfalls seit einiger Zeit ein internationaler Ausschuss tätig ist. Die Bitterungsumde wird mit der Zeit die wirksamste Befruchtung aus diesen Arbeiten erhalten. Nicht weniger wichtig wird das jetzt bereits gesicherte internationale Bureau für Erdbenenforschung sein, dessen Zentralbureau in Straßburg errichtet wird. Ebenso ist die Schaffung einer allgemeinen Sonnenforschung auf internationaler Grundlage zu hoffen. Zum Schluß verbreitet sich Professor Schuster noch über die internationale Vereinigung der wissenschaftlichen Akademien, an deren bisherigen Fortschritt er mancherlei Kritik zu üben hat. —

### Humoristisches.

— Eins nach dem andern. „Sagen Sie einmal, Zeuge, ist der Niedertupfersepp sofort nach dem tödlichen Stich gestorben?“  
 „Na, er hat sich z'erst no a Maß einschenken lassen.“ —  
 — Sachverständig. „Sie haben sehr feines Obst, solches sieht man in Dorf drinnen nicht. Die Landleute verstehen wohl nichts vom Edelobst?“  
 „D, die verstehen's schon! Wenn mir Obst gestohlen wird, sind es immer die besten Sorten.“ —  
 — Klatsch. „Dem Bredow seine Frau ist ja eine schrecklich häßliche Person.“  
 „Ja, sie soll aber große innere Vorzüge haben.“  
 „Kann er se da nich wenden lassen?“ —  
 („Simplicissimus.“)

### Notizen.

— „Im Tempel der Wahrheit“, eine einaktige Plauderei von Alfred Suto, soll mit Max Dreher's Komödie „Eine“ im Neuen Theater zur Aufführung gelangen. —  
 — Ein Tuberkulose-Museum der Landesversicherungsanstalt für das Großherzogtum Hessen wurde in Darmstadt eröffnet. —  
 — Im Auftrage der Stadt Ludwigsburg und des Vereins für Fremdenverkehr dieser Stadt schreibt der Württembergische Kunstverein einen Wettbewerb zur Erlangung eines Palast-Entwurfes für die Stadt Ludwigsburg aus. Der erste Preis beträgt 1000 Mark, der zweite 700 Mark, der dritte 300 Mark; dazu sind für Ankäufe noch 1000 Mark verfügbar. —  
 — 25 000 Dollar Honorar fordert Dr. Willings, der New Yorker Arzt des verstorbenen Multimillionärs Field für eine sieben tägige Behandlung. Macht pro Tag 3571 Dollar oder nahezu 15 000 Mark. —  
 w. „Kann ich em hollen?“ Der jetzt längst zu seinen Vätern versammelte Bürgermeister A. in Rostock war weithin beehrt wegen seines ungeheuren Phlegmas. Als einst in einer Novembernacht ein gewaltiger Sturm in den Straßen der Stadt vielfaches Unheil angerichtet hatte, kam am anderen Morgen der Ratsdiener Grotelüsch mit der Miene des Entsetzens in die Stube geflürt, wo der Bürgermeister gerade behaglich mit langer Pfeife beim Morgenkaffee saß. „Wat is da denn nu all wedder los, min leewe Grotelüsch?“ rebete der Bürgermeister den Eintretenden an. „Herr Vorigemeester, Herr Vorigemeester!“ rief Grotelüsch, und die Augen traten ihm vor Angst aus den Höhlen, „de Nikolaiturm is düsse Nacht heel scheef weicht un kann jeden Ogenblick dalsfallen!“ Der Bürgermeister sah ihn groß an und entgegnete gelassen, ohne sich vom Stuhl zu rühren: „Ja, kann ich em hollen (halten)?!“ —